

DAMARIS PASTOW

DIE DINGE,
DIE WIR SUCHTEN

SCM

Kapitel 1

Das Geschenk war gut versteckt. Zu gut. Aber Josef hatte ja auch sechzehn Jahre Zeit gehabt, um diese Kunst zu perfektionieren. Jedes Jahr versteckte er Finns Geburtstagsgeschenk, aber noch nie hatte Finn so lange danach gesucht.

Er holte einen Stuhl aus dem Wohnzimmer und schleppte ihn in den Flur. Er kletterte drauf und prüfte die Garderobe, aber dort lag nur Josefs zerbeulter brauner Hut mit der Entenfeder dran. Er nahm den Hut von der Ablage und setzte ihn auf. Staub wirbelte ihm entgegen und kribbelte in seiner Nase. Einen Moment lang wartete er, aber leider musste er nicht niesen. Und dabei nieste er so gern.

Mit wackligen Knien kletterte er vom Stuhl. Seine Grobmotorik war morgens so schwach, dass er sich regelmäßig fast das Genick brach: Wenn er aus der Dusche stieg oder die Treppe hinunterging oder auch einfach nur, wenn er aus dem Bett aufstand. Es wurde tagsüber auch nur geringfügig besser.

Wo war bloß dieses Geschenk?

Er konnte sich einfach nicht aufs Suchen konzentrieren. Jetzt durchwühlte er schon zum dritten Mal die Kissen auf dem Sofa, und zum dritten Mal war da nichts. – Aber so war es auch, wenn er sein Handy suchte: Beim fünften Mal war es dann immer da.

Seine Freunde wünschten sich zu ihren Geburtstagen iPhones und Wiis. Josef hatte ihn gefragt, was er sich wünsche, aber was Finns wirklich größter Wunsch war, das konnte er ihm nicht sagen: Er wollte endlich wissen, wer sein Vater war.

»Opa, kannst du mal kalt oder warm sagen?«, rief er so laut, dass Josef ihn in der Küche hören musste.

»Heiß«, rief Josef.

»Du weißt ja gar nicht, wo ich bin!«

»Ich meinte ja auch den Fliederbeersaft.«

Finn seufzte. Jedes Jahr zu Finns und Josefs Geburtstagen gab es diesen Fliederbeersaft, der dunkellila und sauer war und den Mundraum zusammengog wie eine Vakuum-Maschine. Er schmeckte gar nicht besonders gut – aber es war eine Geburtstagstradition, und deshalb trank Finn ihn gern.

»Der Fliederbeersaft wird kalt!«, dröhnte Josefs Stimme aus der Küche. »Der Kuchen wird kalt! Alles wird kalt!« Er lachte, und es klang wie weit entfernter Donner.

Wenigstens einer von ihnen hatte gute Laune. Obwohl, korrigierte Finn sich selbst – das stimmte nicht ganz: Kosmo war ebenfalls ganz aufgekratzt. Er beschnüffelte gerade die Truhe unter dem Fenster, denn er hatte natürlich gemerkt, dass Finn etwas suchte, und wollte helfen. An seinem Halsband war eine glänzende grüne Schleife befestigt. Und da er sie sich nicht selbst umgebunden haben konnte, folgerte Finn, dass Josef *wirklich* gute Laune haben musste. Sonst fand er so etwas immer unerträglich albern.

»Gib mir einen Tipp!«, rief Finn. »Bitte!«

Einen Moment war Stille, dann brüllte Josef: »Der frühe Vogel fängt den Wurm!«, und lachte wieder dröhnend.

Finn stöhnte. Was sollte das jetzt heißen? Vielleicht hatte es etwas mit Vögeln zu tun. Oder mit Würmern. Finn verzog das Gesicht. Bitte mit Vögeln!

Und da fiel es ihm ein: die Kuckucksuhr!

Er näherte sich der Uhr, die fleißig und gemächlich tickte, und überlegte, ob er die kleine Tür vorne öffnen sollte. Aber das hätte Josef auch nicht getan. Und zu warten, bis der Kuckuck herauskam und das Geschenk dann schnell hineinzutun, war viel zu kompliziert.

Während er überlegte, wanderte Finns Blick aus dem Fenster – und fiel auf das Vogelhaus. Es stand draußen auf der Fensterbank und war jetzt, am 6. Januar, mit Sonnenblumenkernen so voll gefüllt, dass kein Vogel mehr darin Platz hatte.

Er riss das Fenster auf, eine Taube flatterte erschrocken von der Dachrinne und fegte eine Ladung Schnee durchs Fenster. Finn schob die Hand ins Vogelhaus, und da war es: Ein kleines Päckchen, etwas kürzer als Finns Hand, aber schwer und mit einer Schleife umwickelt.

Kurz darauf saß er, immerhin halb angezogen, am Küchentisch. In einem Topf auf dem Herd dampfte der Fliederbeersaft, und Josef schöpfte ihn mit einer Kelle, die so groß war wie eine Babybadewanne, in die bauchigsten Tassen, die sie hatten. Ein Teil ging daneben und tropfte auf die Fliesen. Kosmo schlabberte ihn glücklich auf.

Finn pustete in seine Tasse, trank und verzog das Gesicht.

»Lecker«, sagte er.

Josef lächelte, aber nicht mit dem Mund, nie mit dem Mund, sondern mit den Augen.

Er schlug sein Gesangbuch auf. Jeden Morgen las er als Tischgebet eine Strophe eines alten Liedes vor. Das war meistens schön, aber auch oft seltsam. Gestern hatte er zum Beispiel mit ernster Stimme vorgetragen: *Dass Dieb und Räuber / unser Gut und Leiber / nicht angetast' und grausamlich verletzt, / dawider hat sein Engel sich gesetzt. / Lobet den Herren!*

Was Josef heute las, hörte Finn nicht. Er dachte an seinen Vater. Seinen Nicht-Vater. Und an seine Mutter. Sie war achtzehn Jahre alt gewesen, als sie ihn bekommen hatte, nur ein klein wenig älter als er jetzt. Das einzige Bild von ihr, das er besaß, hatte er sich seit Monaten nicht mehr angeschaut – seit er festgestellt hatte, dass sie plötzlich aussah wie die Mädchen in seiner Klasse: Haare, die wie ein Wasserfall auf die Schultern flossen, dunkel geschminkte Augen und ein Lächeln mit eisern geschlossenen Lippen.

Er hatte das Gefühl, dass sie mit jedem Tag, den er älter wurde, mehr verblasste. Und es ärgerte ihn, dass auf dem Foto ihre Augen so geschminkt waren, denn sonst hätte er vielleicht eine Ähnlichkeit feststellen können. Immerhin wusste er, dass sie eine leicht schiefe Nase hatte, so wie er, und aus irgendeinem Grund beruhigte ihn das.

Mit einem Knall klappte Josef das Gesangbuch zu. Finn fiel fast vom Stuhl vor Schreck.

»Mach es auf!«, sagte Josef und deutete auf das Geschenk auf seinem Teller.

Finn griff nach einem Messer, säbelte den Klebestreifen auf und entrollte das Zeitungspapier. Ein kleiner, dunkler Gegenstand klirrte auf seinen Teller.

Ein Taschenmesser!

Nein, nicht irgendein Taschenmesser, sondern *Josefs* Taschenmesser. Auf der Seite waren die Buchstaben *JM* eingraviert, und als Finn es umdrehte, entdeckte er auf der anderen Seite eine neue Gravur: *FM*.

Josef Marschall – Finn Marschall.

»Aber das ist doch deins!«, protestierte er.

»Jetzt nicht mehr«, sagte Josef und wischte sich einen Tropfen Flie-derbeersaft aus dem Schnurrbart.

»Du brauchst es aber!«

Josef zuckte die Schultern, was aussah, als würde sich eine Gebirgskette heben und senken. »Du wirst es noch öfter brauchen als ich.«

Finn legte es vor sich auf den Teller. »Danke«, sagte er.

»Freust du dich nicht?«, fragte Josef.

»Doch«, sagte Finn schnell. »Es ist toll! Es hat nichts mit dem Messer zu tun. Es ist bloß ...«

Josefs Augenbrauen bogen sich bedrohlich nach unten. »Was?«

Er holte tief Luft.

»Also ich dachte, ich würde gern ...« Er verstummte, suchte nach Worten. »Ich bin doch jetzt sechzehn. Kannst du mir nicht etwas über meinen Vater sagen?«

Josef lehnte sich zurück und sah ihn schweigend an. Man hörte die Kuckucksuhr im Wohnzimmer ticken. Finn klappte das Messer auf und zu und wartete.

Josef räusperte sich. »An deinem achtzehnten Geburtstag. Das habe ich doch gesagt.«

Finn ließ das Messer zuschnappen. »Aber ich will das wissen! Bitte, Josef – das ist es, was ich mir wirklich wünsche!«

»Nein.«

»Aber ...«

Josef legte seine gewaltige Hand flach auf den Tisch, so flach, dass nicht mal mehr ein Kaffeefleck dazwischengepasst hätte. Und da wusste Finn, dass die Unterhaltung beendet war.

Er hackte seine Gabel in den Kuchen und wusste, dass er vor Wut und Enttäuschung keinen Bissen mehr herunterbekommen würde.



Danas Hände zitterten so sehr, dass ihr der Mascara fast ins Waschbecken fiel.

»Es ist nur eine Party«, erklärte sie ihrem Spiegelbild, packte den Mascara fester und tuschte tapfer weiter. »Kein Grund, nervös zu sein.«

Aber sie war nervös.

Als Maik sie eingeladen hatte, hatte sie sofort Nein sagen wollen, aber die Art, wie er gefragt hatte, ließ sie es sich zweimal überlegen: Er war freundlich gewesen, weder aufdringlich noch übertrieben selbstsicher. Er hatte sie einfach nur gefragt. Und sogar Vani mit eingeladen.

Und seitdem interessierte sie sich für ihn. Aber nicht so, wie alle dachten. *Warum*, dachte sie, *sollte sie ihn nicht kennenlernen? Warum sollte sie nicht mit ihm befreundet sein?* Sie war ja auch mit anderen Leuten befreundet. Maik war ein spannender Mensch, und es gab nicht viele spannende Menschen in Helmshafen. Er war ungeheuer großzügig mit seinem Geld, kümmerte sich tatkräftig um seine Freunde und schien die Stärken und Schwächen der Menschen um ihn herum genau zu kennen.

Das Problem war nur: Mit Maik war man nicht einfach befreundet. Entweder, man gehörte zu seinen Jungs, seiner Truppe, oder man gehörte zu den Mädels, die ihn anschnauzten. Niemand glaubte Dana, dass sie ihn einfach nur kennenlernen wollte, nicht mal ihre beste Freundin Vani, die ihr jedes Mal, wenn Maiks Name fiel, verschwörerisch zublinzelte.

Aber das war nicht der Grund, warum Dana nervös war, sondern –

»Luchs!«

Diesmal landete der Mascara tatsächlich im Waschbecken.

Mit verschränkten Armen lehnte ihr Bruder im Türrahmen. Sie sah ihn im Spiegel, direkt neben ihrem Gesicht, aber sie war so mit ihren Wimpern beschäftigt gewesen, dass sie ihn nicht bemerkt hatte.

Luchs und Maik führten Krieg, seit letztes Jahr der Fußballpokal verschwunden und Luchs dafür verantwortlich gemacht worden war. Luchs behauptete, Maik stecke dahinter – dass er ihn aus der Mannschaft ekeln wolle. Aber Dana wusste nicht, ob sie allzu viel darauf geben sollte. *Im Endeffekt*, dachte sie, *sind die Jungs doch auch oft Idioten.*

»Du hast wirklich vor, auf diese Party zu gehen?«, fragte Luchs.

Ignorier ihn einfach, dachte sie, aber dann antwortete sie doch.

»Ja.«

»Lass es.«

»Warum?« Dana versuchte, sich auf ihren Mascara zu konzentrieren, aber direkt neben ihrem Gesicht funkelten Luchs' böse braune Augen.

»Er dealt«, sagte Luchs, und sein Blick wurde noch finsterner.

»Das ist nicht bewiesen«, murmelte Dana.

»Ich hab's gesehen.« Luchs presste seine Faust gegen das Holz des Türrahmens. »Ist das kein Beweis?«

Dana war mit ihrem rechten Auge fertig und plinkerte, um sicherzugehen, dass der Mascara keine schwarzen Flecken unter ihrem Auge hinterließ.

»Hör zu, Luchs«, sagte sie. »Vielleicht hast du recht, aber ich will ihn selbst kennenlernen, okay? Kannst du jetzt bitte gehen?«

»Du glaubst mir nicht«, sagte er und verschränkte die Arme noch fester um seinen Oberkörper.

Dana versuchte, das mulmige Gefühl in ihrem Bauch zu ignorieren. »Ich finde, man sollte einen Menschen erst kennenlernen, bevor man sich eine Meinung über ihn bildet«, sagte sie und konnte nicht verhindern, dass ihre Stimme gereizt klang. So viel zu damenhaftem Verhalten.

»Ich kenne Maik gut genug«, knurrte Luchs.

»Ich nicht«, sagte Dana und griff zum Eyeliner. Sie überlegte, ob sie Luchs in den Flur schieben und die Tür schließen sollte, aber das war zwecklos: Er war stärker als sie, und sie wusste aus Erfahrung, dass er sich keinen Zentimeter bewegen würde, wenn er es nicht wollte.

»Okay«, sagte Luchs schließlich. »Dann geh hin. Aber sag später nicht, ich hätte dich nicht gewarnt.«

Was soll denn schon passieren? dachte Dana, aber sie sprach es nicht aus, um Luchs nicht zum Weiterreden zu ermutigen.

Er drückte sich vom Türrahmen ab, als würde er das ganze Haus hochstemmen wollen, und verschwand. Dana atmete auf und setzte schon den Eyeliner an, als er so plötzlich wieder auftauchte, dass sie einen dicken schwarzen Strich quer über ihre Wange malte.

Luchs musterte sie erstaunt im Spiegel. »Muss das so?«

»Nein«, zischte sie. »Was willst du?«

»Fragen, ob du meine Handynummer hast.«

»Natürlich habe ich deine Handynummer. Du bist mein Bruder.« Sie griff nach einem Abschminktuch und schrubbte damit über ihre Wange.

»Ruf mich an, wenn was nicht stimmt, okay?«

Sie ließ das Tuch sinken, aber Luchs war weg, bevor sie etwas erwidern konnte.

Sie betrachtete ihr Gesicht, die grauen Schlieren auf ihrer Wange.

Sie hatten beide das Gefühl, dass sie Luchs verriet.



Sie war ein schwereloser, fahler Körper in einem tiefen, eiskalten Meer, ohne Gewicht oder Stimme. Sie ruderte und trat, sie brauchte Luft! Und dann, als die Erschöpfung bis in ihre kleinen Zehen drang und sie fast nicht mehr konnte, war sie endlich oben, brach durch die schillernde Oberfläche und trank Wärme und Licht in tiefen Zügen in sich hinein.

Zuerst war da ein Piepen, rechts von ihr, beruhigend und beängstigend zugleich. *Wenn das still steht*, dachte Dana, *dann auch mein Herz*. Und mit ihrem ersten wachen Atemzug stieg ihr ein Geruch in die Nase, stechend und gebieterisch, und sofort wusste sie, wo sie war: im Krankenhaus. Genauso roch ihre Mutter, wenn sie von der Arbeit nach Hause kam, die lockigen Haare fest im Nacken zusammengeknotet.

Warum war sie hier?

Dana blinzelte. Es war hell, als wäre die Welt frisch gestrichen. Ihr wurde klar, dass sie auf dem Rücken lag und an die Decke starrte. Sie drehte den Kopf, und da saß, über ein Klemmbrett gebeugt, ihre Mutter. Der Kugelschreiber in ihrer Hand knabberte an dem Papier, und die Hand, mit der sie das Klemmbrett auf ihr Knie drückte, war fast so weiß wie das Bettlaken. Sie hatte die Ärmel des Kittels bis auf die Oberarme hochgekrempelt und ihr nackter, schmaler Ellbogen stach in die Matratze.

»Hallo, Mama«, sagte Dana und zuckte zusammen, als sie das Krächzen in ihrer Stimme hörte. Hoffentlich war das kein bleibender Schaden!

Das Knabbern des Kugelschreibers verstummte.

»Dana, mein Herz! Wie fühlst du dich?« Die Sorge in ihrer Stimme machte Dana schlagartig hellwach. Ihre Mutter legte die Hand auf ihre Stirn. Den Handrücken. Dana fühlte die Knöchelchen durch die Haut.

»Gut!«, sagte sie schnell und zupfte an der Bettdecke. »Was ... was ist denn passiert?«

Ihre Mutter ließ die Blätter zurück auf das Klemmbrett klatschen und warf es nicht grade sanft auf den Tisch.

»Du hattest Ketamin im Blut«, sagte sie. »K.-o.-Tropfen. Gott sei Dank ist dir nicht mehr passiert!« Für den Bruchteil einer Sekunde war da ein Blitzen in ihren Augen, das Dana bisher nur ein einziges Mal bei ihr gesehen hatte, nämlich als ihr kleiner Bruder Robin einmal von der Schaukel fiel und wie tot im feuchten Sand lag.

Dana sah auf ihre Zehen, oder dorthin, wo ihre Zehen gewesen wären, wenn die schwere Bettdecke sie nicht nach unten gedrückt hätte. Sie kramte in ihrem Gedächtnis, aber sie konnte sich an nichts erinnern. Sie hatte sich für die Party fertig gemacht, Luchs hatte versucht, sie davon abzubringen, und dann ...

Doch! Sie erinnerte sich an schimmerndes, durchleuchtetes Wasser – der Pool. Und an Musik. Sie hatten getanzt. Sie spürte, wie ihre langen, losen Haare über ihren Rücken flogen, wie der Bass in ihren Lungen vibrierte, Vanis Arm um ihre Schultern, und sie hörte ihr perlendes Lachen dicht an ihrem Ohr.

»Ich habe nur ein einziges Bier getrunken«, murmelte sie.

»Das spielt ja keine Rolle«, sagte ihre Mutter. »Jemand muss etwas hineingetan haben.«

Ihr zuliebe versuchte Dana, nicht so auszusehen, wie sie sich fühlte: Blass und dünn, wie eine Briefmarke unter einer schweren Stempelmaschine.

K.-o.-Tropfen.

Wer machte so was?

Maik bestimmt nicht, dachte sie. *Nein, er würde das nicht tun*. Sie hatten sich stundenlang unterhalten, Dana war überrascht gewesen, wie gut sie mit ihm reden konnte. Und jetzt erinnerte sie sich auch: Mitten auf der Party hatte sein Handy geklingelt. Seine Mutter wollte, dass er seine Schwester vom Schwimmen abholte. Alle Umstehenden, Dana eingeschlossen, hatten gelacht, weil sie vor diesem riesigen Pool standen, und dann musste die kleine Alex extra ins Schwimmbad? Aber so war das bei den Thormanns. Und Maik hatte nur gegrinst und seine Schlüssel genommen. Und als Dana ihn gefragt hat-

te, ob sie ihn begleiten sollte, hatte er gesagt, nein, sie solle bei Vani bleiben, Spaß haben und die Pizza abfangen, wenn es klingelte. Er wäre sofort wieder da. Und das war er dann auch gewesen, war kurz nach dem riesigen Turm Pizzas durch die Tür gekommen, hatte dem Lieferanten ein saftiges Trinkgeld gegeben, dass der zu seinem Auto gehüpft war, und dann hatte er eine ganze halbe Pizza für Alex auf einen Teller gepackt, gewartet, bis sie alles verputzt hatte, und sie ins Bett geschickt.

Nein, Maik hatte nichts damit zu tun.

»Weißt du, wer das getan haben könnte?« Ihre Mutter stützte den Oberkörper auf das Bett und fasste Danas Hand. Das Stethoskop um ihren Hals stand ihr so gut, sie hätte es sogar auf einem Galadinner tragen können.

Dana schloss die Hand fest um die ihrer Mutter. *Sie ist nicht böse auf mich*, dachte sie und fühlte sich sofort gesünder.

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Ich habe mit fast keinem geredet. Nur mit Vani und Basti und Maik.«

Wie viele Patienten wohl auf ihre Mutter warteten, während sie hier mit ihr saß? Dana fasste ihre Hand noch fester, sodass sie ihren Ehering fühlte. Er war der einzige Schmuck, den sie je trug.

»Ist Papa zu Hause?«, fragte sie.

»Papa ist ...« Ihre Mutter schüttelte den Kopf und lachte leise, aber es klang nicht glücklich. »Ja, er ist jetzt zu Hause. Aber er stand ziemlich neben sich. Er ist zu Maik gefahren und hat ein ernstes Wort mit ihm geredet. Die Polizei ist ihm da nicht gründlich genug.«

Dana hielt ängstlich die Luft an. »Was hat er ihm gesagt?«

»Ach«, ihre Mutter schüttelte den Kopf, sodass sich eine Locke aus dem Knoten löste und auf ihre Wange fiel. »Er hat schon eingesehen, dass es übertrieben war.«

»Oh nein! Mama!« Dana setzte sich auf. »Was hat er gesagt?«

»Ganz ruhig, Süße, leg dich wieder hin!« Sie drückte Dana an den Schultern nach hinten, aber Dana stemmte sich dagegen.

»Was hat er gesagt?«

Sie seufzte. »Wenn ich ihn richtig verstanden habe, hat er nur gesagt, er soll sich bei dir entschuldigen.«

»Aber es war doch nicht seine Schuld!« Dana stöhnte.

»Ja. Das weiß Papa ja auch. Er ist nur in solchen Momenten immer etwas hitzköpfig. Du kennst ihn doch.«

Dana sank zurück auf das riesige Kopfkissen und ließ sich von ihrer Mutter die Decke bis zum Kinn ziehen.

Sie streckte die Hand aus. »Kann ich mein Handy haben?« Sie wollte Maik sagen, dass es ihr gut ging, dass sie ihm nicht die Schuld gab.

»Nein«, sagte ihre Mutter. »Du brauchst Ruhe.«

»Aber ...«

»Nein! Versuch jetzt zu schlafen.« Und sie schwang auf dem Drehhocker herum und ließ die Rollläden heruntersausen.



Er war ihr schon oft begegnet, aber in diesem Moment hatte er sie zum ersten Mal wirklich gesehen:

Das Training war grade zu Ende und Maik wollte sich im Supermarkt schnell etwas zu trinken holen, bevor er Basti und Max in der *Kaipe* traf, der *Kneipe am Kai*.

Die Schiebetür wich ihm grade noch rechtzeitig aus, er zerrte eine Flasche Mineralwasser aus einem eingeschweißten Sixpack, das schrecklich quietschte, und während er zur Kasse strebte, schraubte er sie auf. Der Sauerstoff entwich mit einem Zischen. Und in dem Moment, als er die Flasche an die Lippen hob, sah er sie.

Sie stand vor dem Tiefkühlregal und studierte ernst das Etikett einer Frischkäsepackung. Sie stand absolut gerade und still wie eine Statue, eine Hand in die Taille gestemmt, den Schal fest um den Hals geknotet.

Sein erster Impuls war, den Gang zu wechseln, ein paar Münzen auf die Kasse zu werfen und zu verschwinden, denn eben beim Training hatten er und ihr Zwillingbruder Lukas sich mal wieder bis zur roten Karte gefoult, und sie sah ihm wahnsinnig ähnlich. Nur war sie ... schöner?

Seine Hand, die die Flasche hielt, sank nach unten.

Sie war klein und musste sich strecken, als sie den Frischkäse wieder ins Regal stellte und nach einer anderen Packung griff. Vielleicht lag es an dem Kühlregal, aber Maik wurde plötzlich kalt, eine angenehme Art